

<b>Zeitschrift:</b>	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
<b>Herausgeber:</b>	Franz Otto Schmid
<b>Band:</b>	3 (1908-1909)
<b>Heft:</b>	2
<b>Artikel:</b>	Götzendienst
<b>Autor:</b>	Schmid, F.O.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-747944">https://doi.org/10.5169/seals-747944</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Götzendienst.

Von F. D. Schmid.



enn dich dein Bruder, deiner Mutter Sohn, oder dein Sohn oder deine Tochter oder das Weib in deinen Armen, oder dein Freund, der dir ist wie dein Herz, überreden würde heimlich und sagen: Laß uns gehen und andern Göttern dienen, die du nicht kennst, noch deine Väter, von den Göttern der Völker, die um euch her sind, sie seien dir nahe oder ferne, von einem Ende der Erde bis an das andere: Man soll ihn zu Tode steinigen, denn er hat dich wollen verführen von dem Herrn, deinem Gott, der dich aus dem Ägyptenland, von dem Diensthause geführt hat.“

Mild war die Strafe nicht, die Moses, dem der Herr sich auf dem Berge Horeb im brennenden Dornbusch offenbarte, den Kindern Israels androhte. Aber mit hellen Augen hatte der Schwiegersohn Jethros die Gefahr erkannt, die für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit seines Volkes in der Nachahmung fremder Götter und fremden Wesens lag. Seine vom Geist des Herrn inspirierte Warnerstimme ist nicht die einzige geblieben, die aus den Schriften des alten Testaments herauztönt. Als er im Lande der Moabiter zum Gott seiner Väter versammelt war, und Josua das Volk trockenen Fußes über den Jordan geführt hatte, wurden die fremden Einflüsse noch gefährlicher. Einunddreißig Könige hatte Josua besiegt, mit der Schärfe des Schwertes teils und teils mit Thaumaturgenkünsten, und doch war es nicht gelungen, die Ureinwohner zu vertreiben, die Kanaaniter, Hethiter, Amoriter, Jebusiter und wie die Völker alle hießen, die da dienten Baal und Astarte und opferten auf den Bergen Libanon, Karmel und Hermon, wo beim unzüchtigen Kult der Astarte die Kedesoths und Kelabim in wilden Tänzen um die Ascheren rasten und brünstige Schreie zum Himmel empor sandten. Das mochte auch den Kindern Sems mehr behagen als die strenge Liturgie des Gottesdienstes, den der Levit handhabte, im Namen Jahwes, des großen, zürnenden Gottes, der da heimsucht der Väter Misserat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Nach der kanaanitischen Jungfrau blickte begehrlich der israelitische Jüngling, und die Enkel Abrahams verschmähten es nicht, ein Weib vom Stämme der Amoriter, Sidoniter oder Jebusithen zur Schnur zu haben. Fremde Sitten, fremde Anschauungen vermischten sich immer mehr mit denen des jüdischen Volkes: „Die Kinder Israel taten fülder übel vor dem Herrn und dienten den Baalim und den Astartoth und den Göttern zu Syrien und den Göttern zu

Sidon und den Göttern Moabs und den Göttern der Kinder Ammon und den Göttern der Philister und verließen den Herrn und dieneten ihm nicht.“

So klingt's zur Zeit der Richter, und die gleiche Klage hallt durchs ganze alte Testament, von Josua über die Bücher der Könige hinweg bis zu den großen Propheten, die einherschritten im härenen Gewand, das Jahwezeichen an der Stirn, als die Seher und Künster der Weisheit des Herrn. Doch Fluch und Strafe folgte dem Abfall stets auf dem Fuße. Salomo, der Aßthoret, der Göttin derer von Sidon, nachwandelte und Meilkom dem Greuel der Ammoniter, und eine Höhe bauete Ramos dem Greuel der Moabiter auf dem Berge, der vor Jerusalem liegt, ward ein Widersacher erweckt vom königlichen Samen in Edom. Zwei guldene Kälber hatte Jerobeam gesetzt zu Beth-El und Dan, und wie er am Räucheraltar die Hand gegen den Mann Gottes von Juda ausstreckte, da verdorrete sie ihm. Das Volk aber wurde für seine Abgötterei geschlagen mit der Schärfe des Schwertes und geriet in jahrelange Unterdrückung und Knechtschaft, von denen es sich nie mehr ganz zu erholen vermochte.

Aber nicht nur im alten Testament ist so strenge Strafe gesetzt auf das Nachahmen fremder Götter, die Verleugnung ursprünglicher Art und Sitte. Von den ältesten Zeiten an sehen wir, wie die Tribunen und Legislatoren, die Führer und Lenker der Völker ängstlich bemüht waren, ihnen ihre Eigenart zu bewahren, wohl wissend, daß darin ihre beste Kraft lag. Auf glühendem Roste gebraten wurde unter Indiens Palmenhainen der Shudra, der es wagte, gegen das Gesetzbuch des Manu zu verstößen, und wie es die Ägypter und andere Völker hielten, das mag man bei Herodot, Diodorus Siculus und sonstigen zünftigen und unzünftigen Historienschreibern nachlesen.

Andere Zeiten, andere Sitten und Anschauungen. Heute will es uns, speziell auch in der Schweiz, manchmal bedürfen, als ob man eine Ehre darein setzte, möglichst sich selbst, seine ursprüngliche völkische Abstammung zu verleugnen und sich ja so zu geben, wie man nicht ist. Oder ist es vielleicht nicht so? Blicken wir nicht mit ehrfürchtigen Augen auf alles das, was das Ausland tut? Was gilt denn bei uns der Künstler, der Schriftsteller, der nicht erst draußen von den Kritikern und Schwarzkünstlern auf den Thron erhoben und durch die Weihen ihrer Wahl gegangen ist? Bekommen wir es nicht ausführlich zu wissen, wenn ein auswärtiger Souverän, vielleicht nach einem zu reichlichen Frühstück an gestörter Verdauung leidet, oder wenn irgend ein Duodezfürstchen sich herabläßt, unser schönes Land zu besuchen? Das ist die Stelle, wo auch wir sterblich sind. Der schweizerische Sportsmann, der letzten Winter mit dem deutschen Kronprinzen in St. Moritz schlitteln

durfte, ist darob fast zu einer nationalen Berühmtheit geworden, und gar viele, denen obiges Faktum zu Ohren kam, wurden von ehrfürchtigen Schauern nur so geschüttelt. Vielleicht doziert man im nächsten Augenblick wieder mit entsprechendem Pathos des stolzen Maltheser stolzes Wort: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!“, aber das tut nichts zur Sache. Solche Gegensätze waren nur zur Zeit des von vielen dazu noch als etwas verrückt erklärt Hamlet paradox; heute bestätigt sie die Zeit!

Am schlimmsten scheint mir dieser Götzendienst, diese Anbetung des Ausländischen in unserem Militärwesen zum Ausdruck zu kommen. Vor einem Jahr etwa, bei der Betonung der Notwendigkeit der neuen Militärorganisation und Kritisierung einiger Mängel des bestehenden Systems schrieb ich an dieser Stelle u. a. folgendes:

Wenn ich von Gigerlum spreche, so meine ich nicht in erster Linie das Auffallende und zum Widerspruch herausfordernde in der Kleidung vieler Offiziere. Das ist mehr äußerlicher Natur. Sondern ich meine jenes ungesunde Nachtreten fremder Systeme, jenes krampfhaft gesuchte Schneidigseinwollen und Paradieren bei der Ausbildung der Truppen, das dann in seiner mißglückten Form doppelt lächerlich ist und unser Heerweisen so unpopulär wie möglich macht. Wer von den Offizieren und Unteroffizieren am meisten Lärm zu machen versteht, wer sich am lautesten vordrägt, um „schneidig“ zu erscheinen, der ist persona grata. Die ruhigeren, dem Streber- und Schreierlum abholden Elemente, die in der Regel auch die tüchtigeren sind, werden dadurch verstimmt, um so mehr als sie das Hohle und für unsere Verhältnisse Un gesunde des fremden Gewächses wohl erkennen. Und fremdes Gewächs ist dieses übertriebene Schneidigseinwollen. Offiziere, die lange im Ausland waren oder zu ihrer Ausbildung dahin gesandt wurden, haben es dort in sich aufgenommen, das Parade wesen hat ihnen imponiert und nun sollte auch auf uns etwas von der Herrlichkeit kommen. Sie bedachten dabei nicht, daß man auf einem Brombeerstrauch keine Bananen züchten kann, daß das Extreme, das vielleicht noch für monarchische Staaten und stehende Heere paßt, aber auch dort schon bekämpft wird, unmöglich auch für eine Demokratie mit Milizsystem und bloß sechs- bis zwölfwöchentlicher Ausbildungszeit gut sein kann; daß es, auf dieses aufgespropft, nichts anderes abgeben kann, als eine künstlich gezüchtete Treibhauspflanze, die vor dem ersten warmen Strahl der Sonne zu welken beginnt. Was nicht aus individuellen Bedingungen in naturgemäßer Entwicklung emporwächst, seine Wurzeln nicht in eigene Tiefen senkt, das stirbt ab, sobald die Wirklichkeit ihr Recht geltend macht. Gewiß, wir sollen vom Ausland lernen, soviel zu lernen ist, aber nicht das nachahmen, was auf unsere Verhältnisse nie und nimmer paßt. Man sollte sein, das was man scheint, und was man nicht ist, sollte man auch nicht scheinen. Schon seiner Mohrschaft Fähnderisch, der höchst verruchte Jago, hat das gewußt. Er war aber ein Heuchler und hat ihm nicht nachgelebt. Wir sollten's besser machen.

Die Tatsache, daß der betreffende Essai und namentlich die hier angeführte Stelle von über dreißig schweizerischen Zeitungen in zustimmendem Sinne nachgedruckt wurde und daß sogar große ausländische Blätter, wie die „Frankfurter Zeitung“, darauf zurückkamen, scheint mir ein Beweis dafür zu sein, wie allgemein dieses Nachtreten fremder

Systeme als schädlich empfunden wird. Der Göze, zu dem wir in militärischer Beziehung fast ausschließlich betreten und es auch heute noch tun, ist Deutschland. Daß wir diesem Staate, der ja ein vorzüglich eingereichtes Heerwesen besitzt, in militärischer Hinsicht vieles verdanken, ist bekannt und soll auch nicht bestritten werden. Aber daß man nun vor allem, was von dorther kommt, die Knie beugt, als wär's das Venerabile, und kritiklos bei uns einzuführen sucht, was draußen Maxime ist, das schlägt ins Gebiet des Gözendiens. Mit Braten auf glühendem Rost, mit Steinigung und Tod durch die Schärfe des Schwertes wird der freilich heute nicht mehr bestraft, aber die üblichen Konsequenzen sind noch nicht verschwunden. Wie war es doch vor wenig Jahren bei der Neubewaffnung der Feldartillerie, wo man die Anschaffung der in Deutschland eingeführten Federsporngeschütze empfahl und das französische System des Rohrrücklaufes von der Hand wies. Was kann von Frankreich Gutes kommen! Wären damals nicht Männer aufgestanden, die Mut und Rückgrat genug besaßen, dem entgegenzutreten, so wäre unsere Artillerie mit Federsporngeschützen bewaffnet worden, die dann kurz darauf mit einem Kostenaufwand von mehreren Millionen hätten zu Rohrrücklaufgeschützen umgewandelt werden müssen, wie dies in Deutschland der Fall war. Genau gleich verhielt und verhält es sich noch mit einer ganzen Anzahl anderer Fragen. Das ist sicher: eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen und ein Reicher ins Himmelreich kommen, bevor ein überzeugter Anhänger des „preußischen Systems“ einen andern nach seiner Fasson selig werden ließe. Wie weit wir es mit diesem Gözendiens bei uns schon gebracht haben, mag noch das folgende Beispiel beweisen: In den letzten Manövern folgte ein blutjunger deutscher Leutnant in Zivil als gewöhnlicher Manöverbummler und ohne jede offizielle Mission den Übungen. Der junge Herr fand denn auch bald Gelegenheit, sich mit der entsprechenden Wichtigkeit den Offizieren eines der Truppenkörper vorzustellen. Welch tiefe Verbeugungen nun, welch ehrfurchtsvolles Augenaufschlagen, welch respektvolles Räuspern, wenn der Herr Leutnant seine Weisheit zum Besten gab! Sogar Majore und noch Höhere hielten es nicht unter ihrer Würde, den bartlosen, jungen Mann um seine Meinung zu befragen und hörten mit angehaltenem Atem zu, wenn dieser mit Cäsarenarmbewegungen huldvollst geruhte, das Stück Weltgeschichte, das sich da auf dem Manöverfelde abspielte, zu korrigieren und — um einen Ausspruch Hebbels etwas modifiziert zu gebrauchen — unsere militärischen Heroen zehnmal ohrfeigte, ehe er ihnen ein sparsames Lob erteilte. Der Schenkswirtsohn Cola Rienzi muß kein königliches Gefühl gehabt haben, als er sich zum Tribunus Augustus ausrufen ließ. Ein Stabsoffizier, und zwar einer unserer besten und selbständigen, erzählte mir, es sei geradezu edelhaft gewesen, der Sache

zuzusehen. So herrlich weit haben wir es also schon gebracht. „Wetter, es liegt hierin etwas Übernatürliches, wenn die Philosophie es nur aussindig machen könnte.“ Da darf man sich wohl die bescheidene Frage erlauben, ob es nicht an der Zeit sei, uns wieder etwas mehr auf uns selbst zu besinnen und sich ohne Chauvinismus und eitles Aufblähen daran zu erinnern, daß wir, wenn auch ein kleiner, so doch selbständiger Staat sind, der in jahrhundertelangen Kämpfen seine Unabhängigkeit wahrte und es deshalb nicht nötig hat, in so lächerlicher Weise fremden Gözen nachzulaufen. Sonst sind die „Freiheit“ und „Demokratie“ im Munde des Festredners nichts als Sprenkel für die Drosseln, vor dem ja schon der alte Schwäizer in Shakespeares unsterblichem Gedicht die reizende Ophelia so sehr warnte. Der Engländer Thomas Buckle hat in seiner Geschichte der Zivilisation einen sehr beherzigenswerten Satz aufgestellt, der, in mein geliebtes Deutsch übertragen, also lautet: „Völker, wie Einzelne, werden nie entehrt werden, wenn sie sich selbst treu bleiben.“ Vielleicht wäre es gut, wenn wir uns dieser weisen Lehre nicht ganz verschlossen.



## Herbstahnung.

O ziff're nicht vor diesem Herbst, dem reichen,  
Die Blätter gilben, und die Früchte fallen, —  
Doch eine Segensfülle ohnegleichen  
Ruht in der Scheunen kornbeladenen Hallen!

O ziff're nicht vor diesem großen Sterben,  
Und wenn, vom kalten Godeshauch getroffen,  
Der Wälder bunte Hüllen sich entfärben,  
Und manche Blüte welkt und manches Hoffen!

O ziff're nicht vor diesen herben Stunden,  
Wo kühle Schauer durch die Seele wehen, ....  
Es wird aus Grabsruh' und Abschiedswunden  
Ein neuer Lebensfrühling auferstehen! —